

Japan Forum



Das monatliche Informationsblatt des Japanischen Generalkonsulats in Düsseldorf

Vol. 140 / Nov. 2006

Liebe JF-Leserinnen und -Leser,

kaum ein Material ist in Japan in so reichem Umfang vorhanden wie Holz. So wird es auch vielfältig genutzt und zu zahlreichen Objekten verarbeitet, die uns durch ihre Schönheit und Wärme begeistern, in allen Lebensbereichen begegnen und das ganze Jahr hindurch begleiten. Da zudem der Herbst die Zeit ist, in der man üblicherweise Bäume pflanzt, wollen wir dies zum Anlass nehmen, Ihnen das Material Holz ein wenig vorzustellen.



Holz in Japan: flexibel, vielfältig, kraftvoll und schön

Zu Recht spricht man von Japan als einem Land der Holzkultur. Gegenstände aus Holz begegnen uns in nahezu allen Lebensbereichen und schier unüberblickbarer Vielfalt. Wie Christoph Henrichsen betont (siehe Literaturhinweis auf S. 2), lassen sich nirgendwo sonst auf der Welt so zahlreiche unterschiedliche Berufszweige finden, die auf irgendeine Art und Weise mit Holz zu tun haben. Zugleich beeindruckt die technische Perfektion des Holzhandwerks in Japan und die Ästhetik der Produkte, von denen uns manche durch die überaus sorgfältige Ausarbeitung feinsten Details in Erstaunen versetzen, andere wiederum aufgrund ihrer modern anmutenden, zeitlos wirkenden Schlichtheit zu überzeugen wissen. Dabei erfolgt die Auswahl des Rohmaterials nicht nur dem Verwendungszweck entsprechend, sondern stets auch voller Verständnis für die Ästhetik des jeweiligen Holzstückes und seine Wirkung - sei es, dass es durch seine Maserung besonders hervorsteicht oder durch seinen schönen, natürlichen Farbton oder beispielsweise bei Baumrinde durch seine spezielle Oberfläche. Die kundige Betrachtung des Holzes und seiner Struktur und Maserung wird daher auch als *ki o yomu* („das Holz lesen“) bezeichnet. Derartige Gesichtspunkte spielen gerade dann eine Rolle, wenn - wie häufig in Japan - Bauten nicht farbig gefasst werden, sondern bewusst unbehandeltes Holz (sog. *shiraki* = eig. „weißes Holz“) Verwendung findet, was zugleich eine möglichst fehlerfreie Verarbeitung verlangte.



Netsuke⁽²⁾ aus Buchsbaum
© Ruth Jäschke

ANDERS als in vielen Teilen Europas, wo man für repräsentative Bauten Stein bevorzugte und Holzarchitektur eher als Zeichen für Armut galt, wurde in Japan bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert auch für herausragende Architekturprojekte - wichtige Brücken, bedeutende Schreine, Tempel und Paläste - auf Holz zurückgegriffen. Daher wundert nicht, dass sowohl die älteste erhaltene Holzkonstruktion der Welt (der Hōryūji in Nara) als auch der größte Holzbau der Welt (die Große Buddha-Halle des Tōdaiji in Nara) in Japan stehen. Typisch für Japan ist der Einsatz von Rundhölzern gerade bei Teilen, die hoher Belastung ausgesetzt sind, und deren äußerst exakt gearbeitete, passgenaue Verbindung (Anschuhung).

IN der traditionellen japanischen Architektur besonders häufig verwendet werden die japanische Zeder bzw. Kryptomerie (*sugi*) und die japanische Zypresse (*hinoki*), seit dem Einsatz

großer Rahmensägen ab dem 15. Jahrhundert auch schwerer spaltbare Holzarten wie japanische Zelkove (*keyaki*) und Kiefer (*matsu*). Selbst die Burgen, die die Feudalherren im 16. und 17. Jahrhundert als Zeichen ihrer Macht errichten ließen, bestanden - von den hohen Steinmauern des Unterbaus abgesehen - überwiegend aus Holz und Lehm. Steine wurden in der Baukunst zwar als Fundamentsteine, als Bodenbelag oder in Umfriedungen eingesetzt oder als eindrucksvolle Steinsetzungen in Gärten platziert, ansonsten dominierte in der Architektur hingegen eindeutig Holz, da es - anders als Stein - bei Erdstößen nachgab und sich nach Erdbeben zurückformen ließ. Zudem war Holz stets verfügbar und musste nicht mühsam aus anderen Landesteilen herbeitransportiert werden. Inzwischen hat zwar die einstige Vielfalt des Baumbestandes deutlich abgenommen, zumal erst ab Ende des 19. Jahrhunderts mit Hilfe von Spezialisten aus Deutschland und Skandinavien gezielt aufgeforstet wird, dennoch macht Wald in Japan heutzutage immer noch stattliche 66,4% der Gesamtfläche aus (in Deutschland sind es nur 29,8%; Quelle: Statistisches Bundesamt).

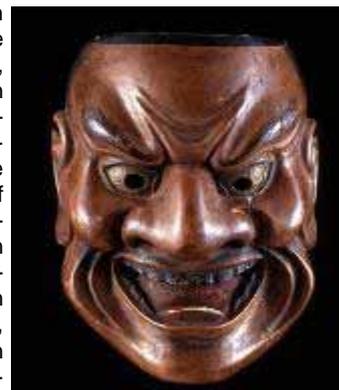
NEBEN der Verfügbarkeit liegt ein weiterer Vorteil von Holz darin, dass es sich relativ leicht verarbeiten lässt. Auch dies geschieht in großer technischer Vielfalt: Gegenstände können aus einem Block geschnitzt, aus dünnem Spaltholz gebogen, aus Brettern zusammengesetzt oder gedrechselt werden. Außerdem werden in Japan bei manchen Holzarten nahezu alle Teile eines Baumes genutzt, nicht nur der Stamm, sondern beispielsweise ebenso Wurzelstock, Rinde und Zweige, manchmal sogar die Blätter, die zum Schleifen verwendet oder in die - wie bei denen des Kirschaums - Süßspeisen eingewickelt werden können. Die große Zahl an Schriftzeichen, die mit dem Radikal⁽¹⁾ 75 für „Baum“ bzw. „Holz“ gebildet werden, ist ebenfalls ein Beleg für die Bedeutung, die Holz in der japanischen Kultur spielt. Auffallend viele dieser Schriftzeichen wurden nicht einfach aus dem Chinesischen übernommen, sondern sind japanische Neuschöpfungen (sog. *koku-ji*), mit denen meist Baumarten, Holzobjekte und mit Holz verbundene Berufe bezeichnet werden. In der Edo-Zeit (1603-1867), als die politische Stabilität den wachsenden Wohlstand des aufstrebenden kaufmännischen Bürgertums in den Städten begünstigte und deren Wunsch nach Produkten wiederum das Handwerk beflügelte,



Jahrhunderte alte japanische Zeder (yakusugi) auf der Insel Yakushima
© Bon Color Photo

kam es zu einer verstärkten Spezialisierung der Arbeit, und so findet sich im siebenbändigen „Lexikon der Berufe“ (*Jinrinkin-mōzui*) von 1690 bereits eine breite Palette von Handwerkern, die vom Kammacher über Böttcher, Kisten- und Spanschachtelbauer, Maskenschnitzer und Instrumentenbauer bis hin zu Zahnstocher-Herstellern reicht. Zugleich steigt mit dieser Differenzierung die Zahl der Werkzeuge; schließlich werden 1863 erstmals auch Maschinen zur Bearbeitung von Holz eingesetzt, die die hochsensible menschliche Feinarbeit am Objekt allerdings nicht übernehmen können. Die größte Vielfalt an Holzberufen begegnet uns im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, als im Zuge der Modernisierung nach westlichem Vorbild zusätzliche Fachrichtungen aufkamen, so dass in einer Publikation des Jahres 1912 schließlich auch die Anfertigung von Uhrengehäusen etc. aufgeführt ist. Noch heute typisch für die handwerkliche Ausbildung in Japan ist, dass sich der Lehrling weniger aufgrund gezielter Unterweisung durch den Meister und vielmehr vor allem durch aufmerksames Zusehen Techniken aneignet - „Fertigkeiten stiehlt“ (*ude o nusumu*) - und diese durch unablässiges Wiederholen verbessert. Durch Gesetze und Regelungen, Prüfungen und die Anerkennung herausragender Handwerker und Verbände fördert der japanische Staat überdies ganz bewusst das traditionelle Kunsthandwerk und bemüht sich darum, vom Aussterben bedrohte Bereiche zu schützen. Die hohe Wertschätzung, die man in Japan Kunst und Kunsthandwerk gleichermaßen entgegenbringt, trägt dazu bei, es zudem durch ausreichende Nachfrage zu erhalten.

WOLLTE man alle Objekte aufzählen, die in Japan aus Holz hergestellt werden, würde der Platz auf diesen beiden Seiten kaum ausreichen. Neben Bauwerken, beweglichen Teilen des Innenausbaus wie lichtdurch



Kyōgen-Maske
© National Nō Theater

- und -undurchlässigen Schiebetüren (*shōji* und *fusuma*) und Möbeln gehören dazu viele Gegenstände des täglichen Gebrauchs, z.B. Bade- und Küchenutensilien (Waschzuber, Kübel, Schöpfergeräte, Stäbchen, Suppenschalen, Untersetzer, Tablets), Kämmen und Haarschmuck, Sandalen (*geta*), Spielzeug und Spielbretter, Lunchboxen und andere Verpackungen für Speisen, kostbare Lackwaren, Keramik etc., aber auch Musikinstrumente und Kunstwerke wie Statuen, Altäre, Masken, *netsuke*⁽²⁾, Holzrohlinge als Kern von Lackwaren, Druckplatten für Holzschnitte u.v.m. Dabei sind vor allem einfache Grundformen wie Zylinder, Kubus und Kegel vertreten. Zudem erreicht man durch einen oft sehr dünnen Querschnitt bei Kleinmöbeln, Schiebetüren und Behältern, dass diese ein relativ geringes Gewicht haben und bei ihrer Anfertigung nur wenig Material verbraucht wird.



Holzkästchen mit Deckel aus Kirschbaumrinde in Bambusdekor
© Ruth Jäschke

DURCH eine sehr sorgfältige Behandlung der Oberfläche - vor allem bei den vielen Stücken, die nicht farblich gefasst sind und sich daher unmittelbar dem Auge des Betrachters darbieten - wird versucht, die Wirkung des Gegenstandes noch zu intensivieren. Glatte Oberflächen erreicht man durch millimeterfeines Hobeln und Schleifen. Bei weichen Holzarten, z.B. Nadelhölzern oder der Paulownie (*kirī*)⁽³⁾, bemüht man sich hingegen oft darum, die reliefartige Oberfläche zu betonen, beispielsweise durch Bürsten mit Weidenwurzeln, wobei der Gegensatz zwischen dem weicheren Frühholz und dem härteren Spätholz durch Abarbeiten und Zusammenpressen des Frühholzes hervorgehoben wird. Auch bei Behältnissen, die aus der wegen ihrer Oberflächenstruktur geschätzten Rinde des Kirschbaums gefertigt sind, lässt sich eine ganz unterschiedliche Wirkung erzielen, je nachdem, ob die natürliche Textur weitgehend erhalten oder die Rinde glatt poliert wird. Manchmal wird sogar Wert darauf gelegt, dass an einem Objekt noch charakteristische Bearbeitungsspuren zu erkennen sind. In der Teekunst bzw. Teezeremonie favorisiert man oft sogar besonders „natürlich“, „einfach“ oder „unfertig“ erscheinende Oberflächen, denen gern eine gewisse „Patina“ oder Gebrauchsspuren anhaften dürfen.

TATSÄCHLICH begegnen uns in Japan zwei Vorstellungen, die sich auf den ersten Blick zu widersprechen scheinen: Einerseits bringt man dem Alten und Altbewährten höchsten Respekt und Wertschätzung entgegen. Andererseits bevorzugt man im Shintōismus das Neue als rein, unbefleckt und damit unbeschmutzt. Noch heute werden beim Ise-Schrein (Präfektur Mie) die Gebäude alle 20 Jahre komplett ersetzt (zuletzt 1993), und einen ähnlichen Brauch gab es einst bei vielen Shintō-Schreinen, wenn auch in unterschiedlichen zeitlichen Abständen (z.B. Izumotaisha alle 60 Jahre, Kitano-jinja alle 50 Jahre).



Miniatur-Holzmodell eines Shintō-Schreins
© Ruth Jäschke

DER daoistischen Lehre der fünf Wandlungsphasen (*gogyō*) zufolge gehört Holz (*ki* bzw. *moku*) neben Feuer, Erde, Metall und Wasser zu den fünf Elementen, die aus dem Wechselspiel von Yin und Yang (japan. *inyō*; Schatten und Licht, weibliches und männliches Prinzip etc.) erwachsen, untereinander in Beziehung stehen und in nahezu allen Bereichen eine Rolle spielen, darunter auch in der Zeitrechnung, Astrologie, Medizin und Ernährung. Nach den fünf Elementen sind - ergänzt durch Sonne und Mond - die japanischen Wochentage benannt („Holz-Tag“: *mokuyōbi* = Donnerstag). Bei den fünf Himmelsrichtungen - zu den uns vertrauten vier tritt als weitere Richtung die Mitte hinzu - nimmt Holz den Osten ein, steht für Aufbruch und Expansion, für Geburt und Wachstum, für den Morgen als Tageszeit und die Jahreszeit des Frühlings; die ihm zugeordnete Farbe ist Grün. In der Astrologie werden die 12 chinesischen Tierkreiszeichen ebenfalls mit den fünf Wand-

lungsphasen verbunden und bilden so einen 60-Jahre-Zyklus (Holz tauchte zuletzt 2005 im Jahr des Hahns auf), bei dem das jeweilige Element - ähnlich wie im Westen die Aszendenten zu den Sternzeichen - zur Deutung herangezogen wird. Und in der chinesischen Medizin sind die fünf Elemente ebenfalls vertreten: Dem Element Holz werden Organe wie Leber und Gallenblase zugeordnet, aber auch das Gefühl des Zorns, das Sinnesorgan Auge mit der Sehfunktion und der Körperflüssigkeit der Tränen. In der chinesischen Ernährungslehre entspricht Holz dem sauren Geschmack, dem Lebensmittel wie Essig und Apfelsinen, aber z.B. auch Tomaten, Huhn und Weizen zugeordnet werden. In der buddhistischen Elementenlehre hingegen fehlen Holz und Metall, an ihre Stelle treten Luft und die Leere, die gerade im Bereich der Kampfkünste von besonderer Bedeutung ist.

Zu den Bäumen, die uns aus der Kunst Japans - aus japanischen Gärten ebenso wie z.B. aus Tuschebildern, Holzschnitten und Lackwaren - vertraut sind, gehören Kiefer (*matsu*), Kirsche (*sakura*) und Pflaume (*ume*; eig. japanische Aprikose) sowie der Ahorn, der für sein wunderschön verfärbtes Herbstlaub (*momiji*) bekannt ist. Pflaume und Kirsche werden auch in der Dichtung für die Schönheit ihrer Blüten gerühmt, und gerade die Kirsche ist aufgrund ihres raschen Verblühens Symbol der Vergänglichkeit. Die immergrüne Kiefer - Ausdruck der Beständigkeit und zugleich der Langlebigkeit, soll doch die daoistische Insel der Unsterblichkeit (japan. *Hōrai*) dicht mit Kiefern bewachsen sein - gilt im Shintō-Glauben als Sitz der Gottheiten, was auch in dem zu Neujahr vor dem Hauseingang aufgestellten Schmuck aus Kiefern und Bambus (*kadomatsu*), mit dem die Jahresgötter begrüßt werden, und in der gemalten großen Kiefer, die den Hintergrund der Nō-Bühne schmückt, ersichtlich wird. Ihre typische Wuchsform wird in der Gartenkunst bewusst durch gezieltes Beschneiden unterstrichen. Aber auch andere Bäume können sog. „Götterbäume“ (*shinboku*) sein und lassen sich an einem um ihren Stamm gebundenen Strohseil (*shimenawa*) erkennen, von dem weiße Papierstreifen herunterhängen. Überhaupt wur-

de Bäumen in Japan früher durchaus eine „Seele“ zugesprochen. Der anglo-amerikanische Schriftsteller und Japankenner Lafcadio Hearn (1850-1904; japan. Name: KOIZUMI Yakumo)



Hölzerne ema (Votivbilder) des Byōdōin in Uji (links) und des Tomioka Hachimangū in Tōkyō (rechts) © Ruth Jäschke

weiß von „Baumgeistern“ zu berichten, die besonders im chinesischen Nesselbaum (*enoki*) und in der Weide (*yanagi*) zu finden seien, wobei die von ihnen ausgehende Gefahr mit zunehmendem Alter wachse. Fällt man einen jungen Nesselbaum oder eine alte Weide, so flösse Blut aus der Schnittstelle. Auch löse sich der „Baumgeist“ immer wieder von seinem Baum und nähme eine andere Gestalt an, besonders gern die einer betörend schönen Frau. Eine entsprechende Geschichte möchte ich Ihnen auf keinen Fall vorenthalten:

EINST stand im Garten eines Samurai in Kyōto eine Weide, die sein Besitzer, da ihm das gespenstische Wesen des Baumes bewusst war, fällen lassen wollte. Ein anderer Samurai überredete ihn, die Weide zu verschonen, da sie eine Seele habe, und sie ihm zu verkaufen. Und tatsächlich wuchs und gedieh sie prächtig in ihrer neuen Umgebung. Aus Dankbarkeit verwandelte sich der Baumgeist in eine schöne junge Dame, die der Samurai - von ihrer wirklichen Gestalt nichts ahnend - bald darauf zur Frau nahm. Sie waren glücklich miteinander und bekamen einen hübschen Sohn, doch ein Jahr später befahl der Daimyō, zu dessen Besitz das Stück Land gehörte, die Weide zu fällen, da er Bauholz für die Instandsetzung des Tempels Sanjūsangendō benötigte. Die Frau ahnte, dass damit ihre Tage gezählt waren. Betrübt beichtete sie ihrem Mann ihr wahres Wesen, bat ihn, sich um ihr gemeinsames Kind zu kümmern, und kehrte schweren Herzens in die Weide zurück. Verzweifelt versuchte der Samurai, das Abholzen des Baumes zu verhindern - vergeblich! So fällt man denn die Weide. Da wurde sie so schwer, dass selbst 300 Männer nicht in der Lage waren, sie zu bewegen. Doch als der kleine Sohn des Samurai einen Zweig in sein Händchen nahm und „Komm!“ sagte, glitt die Weide wie von Zauberhand unter seiner Führung zum Tempel. - Sollten Sie einen Baum fällen wollen, bitte ich Sie, sich daran zu erinnern...



inrō⁽³⁾ aus Buchsbaum © Ruth Jäschke

Anmerkungen:

- (1) Als „Radikale“ bezeichnet man häufig wiederkehrende Elemente in Schriftzeichen, nach denen diese in Zeichenlexika aufgelistet werden.
- (2) *netsuke*: figürlich gestalteter Halteknopf, der mit einer Schnur am *inrō* befestigt ist und verhindert, dass dieses durch den Kimonogürtel rutscht
- (3) *inrō*: am Kimonogürtel getragenes Aufbewahrungsgefäß für Medizin, Tabak, Siegel o.ä.
- (4) Paulownie (*kirī*): besonders leichtes Holz, aus dem u.a. Musikinstrumente, aber auch gern Aufbewahrungskästen zur Lagerung von Kunstobjekten - auch Kimono-Kommoden - gefertigt werden, da es gerade im Sommer die Objekte vor Feuchtigkeit schützt

Literaturhinweis
Henrichsen, Christoph:
Holzkultur Japan. Bauen, Gegenstände, Technik. Basel: Birkhäuser, 2004.